

Die Welt der Autographen

Von Stefan Zweig

Die Welt der Autographen ist keine unmittelbar sichtbare und sinnliche Welt: sie ist fühlbar einzig durch Phantasie, erkenntlich erst durch Bildung und gastlich nur jenen, die ihr Verständniswillen und die nicht allzu häufige Begabung zur Ehrfurcht entgegenbringen. Andere Sammlungen, etwa jene von Bildern, Plastiken und Zeichnungen appellieren unmittelbar an den Blick, noch ehe sie sich an Gefühl oder Gedanken wenden, und in fast gleichem Maße kommt bei allem Kunsthandwerk, bei Gläsern, Erzen, Porzellan und Teppichen die wohltuend sinnliche Wahrnehmung der Formen ganz selbsttätig dem Betrachtenden entgegen. Alle diese Welten, jede einzelne eine Abbeviatur der ganzen vielfältigen Welt, liegen gleichsam aufgeschlagen mit offenen Blättern, jeder kann in sie eingehen und in ihr wohnhaft werden, denn sie wirken als klares, faßbares Element ohne Übergang auf die Sinne.

Die Welt der Autographen nun ist geheimnisvoller, denn ihre äußeren Formen sind vollkommen unscheinbar und sinnlich schönheitslos, sie entbehren jeder Verführung für den zufälligen Blick. Die Wirkung, die von ihnen ausgehen kann, ist eher eine seelenhafte als eine körperliche. Mehr fühlbar als sachlich, drängt sie sich nicht ungerufen auf, sondern will von innen her, aus der Wurzel und dem Kern ihres magischen Wesens beschworen sein. Denn was ist eine solche Sammlung von Handschriften, selbst eine höchster Kostbarkeit, was ist sie dem lässigen zufälligen Anblick anders als ein gehäufter Wust verstaubter, gebräunter, zerfallener, beschmutzter Papierblätter, ein raschelndes Durcheinander von Briefen, Akten und Dokumenten, ein Krümel abgetaner unlebendiger Dinge, scheinbar nichts Besseres wert als zerfetzt und verbrannt zu werden. Und tatsächlich hat auch diese äußere Unscheinbarkeit im Laufe der

Jahrzehnte unzählbare Blätter höchsten Wertes sinnloser Vernichtung zugeführt, denn es ist immer ein Geistiges vonnöten, um das bedeutsame Blatt von dem wesenlosen Schriftstück zu unterscheiden, und das Geistige ist selten mächtig in unserer zeitlichen Welt. Ehe man derlei Blätter lieben und werten kann, tut es not, erst den Menschen zu lieben und zu werten, der sie beschrieben hat, man muß Ehrfurcht empfinden vor der Hand, die diese knisternden Blätter berührte und jene Feder geführt. Nur dann, wenn man solche Blätter als die sichtbaren Reliquien von Unsterblichen, als die sinnlichen Lebensspuren großer Existenzen ahnend erfaßt, nur dann kann ein geistiges und geisterhaftes Leben von diesen abgestorbenen Blättern in uns überklingen, ein Gefühl fast spektraler Gegenwart, wie sie wohl kein anderes Medium der Beschwörung ähnlich körperhaft erreicht.

■ Etwas wunderbar Substanzloses, etwas unbegreiflich Nichthandgreifliches, etwas durchaus Seelisches macht also die Schönheit, die Eigenart der Autographen aus. Denn ihr Wesen ist nicht durch ihr Gegenständliches erschöpft, weder durch die Aussage in den geschriebenen Worten, also den Inhalt eines solchen Blattes, noch durch das graphische Bild, also ihre Außenform: ihr Wesen schwebt geheimnisvoll unter und über diesen Zeichen, die nur sinnliche Materialisation höherer geistiger Gegenwart sind. Der Inhalt ist keineswegs schon ihr wahrer Sinn, denn ein Lied von Schubert, geschrieben von seiner eigenen Hand, gewiß verkörpert es eine stärkere Inkarnation der einmal ins Irdische niedergesunkenen ewigen Melodie als dasselbe Lied im kalten, nüchternen, tausendfach vervielfältigten Notendruck. Aber doch, es ist nur starke Wesensspur, noch nicht das Wesen dieses Liedes; erst im Gesang, nicht in der Handschrift also lebt und atmet die in Schrift erstarrte Melodie. Und ebenso wie eine Liedschrift nicht das Lied ist, so ist ein Liebesbrief noch nicht die Liebe, ein Todesurteil noch nicht der Tod — alles Geschriebene bleibt ja immer Chiffre und Zeichen eines Unsichtbaren, das im eigenen Elemente waltet. Ist es also der Inhalt nicht, der das Autograph wesenhaft macht, so sind es ebensowenig die bloßen Schriftzüge, so bedeutsam, charakteristisch, so porträthaft sie wirken mögen, denn sonst vermöchte ja ein Faksimile, eine jener täuschend ähnlichen Reproduktionen, wie sie unserer Technik spielend gelingen, den geheimen Zauber diesen Urblättern abzulauschen. Gewiß, auch diese Nachbildungen, etwa

jene der Handschrift der Matthäus-Passion, strahlen schon starkes Gefühl der schöpferischen Gegenwart aus, stärker als die konventionell gestochene Notenschrift, aber doch ein Letztes, ein Inkommensurables bleibt der Urschrift vorbehalten: nur sie, nur sie allein ist umschwebt von jenem geisterhaften Atem, der bis nach innen dringt. Nur in der Handschrift selbst lebt man ehrfürchtig im überschatteten Gefühl der Nähe von Gewaltigen.

Wo ruht also jene geheimnisvolle Macht solcher Urschrift, da sie nicht die innere Aussage, das Wort, und nicht die äußere Form, die Schrift, entäußert, und die doch von einem solchen unscheinbaren Papier eine rätselhafte Ausstrahlung, eine Emanation ausgehen läßt, unsichtbar und doch unverminderbar wie die des Radiums. Ich glaube, diese Macht der Autographen liegt in einer verbindenden, beschwörenden Magie, in jenem uralten kultischen Gefühl, das allen Völkern, allen Zeiten und allen Zonen, also dem tiefsten Wesen des Menschen unlösbar zugeteilt ist, in jenem Kult der Frömmigkeit, wie er Göttern und Heroen erwiesen wird und der immer ein sinnliches Zeichen, eine Lebens- oder Geisterspur dieser Unerreichbaren fordert. Wo überall sich starkes Gefühl der Verehrung, der Liebe, der Leidenschaft auftut, braucht der Mensch ein Gegenständliches, um in jenem Symbol die Gegenwart seines Gefühles stärker zu empfinden. Der Liebende erbittet ein Band, ein Bild, ein geschriebenes Wort von der Geliebten, um an dem sichtbar Sinnlichen sein ephemeres Gefühl zu entzünden, der Fromme will von seinen Göttern, seinen Heiligen ein Zeugnis ihrer irdisch einstigen Gegenwart: so schafft er Bilder, um sich ihnen zu beugen, so schließt er Splitter vom Kreuz oder Blumen von ihrem Grabe in kostbare Schreine, so sammelt er das Wasser der Quellen, von denen sie getrunken, und die Erde, auf der ihr Fuß gewandert ist. Und unsere minder gottgläubige Welt, auch sie fühlt jenen Trieb, vor Übermächtigem sich ehrfürchtig zu beugen, nur daß sie ihre Verehrung ganz an jene wendet, in denen das Irdische ein Übermaß, also ein göttliches Maß gewonnen hat. Und je mehr wir an solchen Gestalten die Dauer fühlen — an einem Beethoven, Goethe Michelangelo, Napoleon —, um so mehr sucht unser Sinn die Zeichen ihrer Menschlichkeit. Wir bewahren gleichsam als Tempel des Geistes ihre Häuser, und wie in Gotteshäuser treten wir fromm in sie ein. Jeder Raum, den sie bewohnen, jeder Gegenstand, der

ihnen im irdischen Leben gedient, scheint uns geadelt und geweiht, und eben weil es uns nicht vergönnt war, ihnen lebendig zu begegnen, so übertragen wir jene „Wollust, einen großen Mann zu sehen“, auf alles, woran ihr Leben Anteil hatte, also auf ihre Lebensspuren. Und Lebensspuren, deutlicher als alle anderen, bedeuten darum diese Urschriften, diese Blätter von großer Hand, denn in jedes ist irgendeine Sekunde oder Stunde ihrer sinnlichen und geistigen Existenz eingezeichnet und gleichsam durchsichtig gefangen wie eine Fliege im Bernstein. Sie sehen und sie betrachten heißt schon, hohen Naturen sich nahe fühlen, mit ihnen verbunden sein, in ihre Atmosphäre treten. Und daß selbst oder vielmehr daß gerade die geistigsten Menschen diesen Schauer am Schriftzeichen fühlten, bezeugt ein Wort Goethes, als ihm, dem eifrigen Sammler, eine Sendung solcher Blätter zukam und er „den unendlichen Wert“ der übersandten Blätter bedankend schreibt: „Da nur die sinnliche Anschauung durchaus unentbehrlich ist, so werden mir vorzügliche Menschen durch ihre Handschrift auf eine magische Weise gegenwärtig. Solche Dokumente ihres Daseins sind mir wo nicht ebenso lieb wie ein Porträt, so doch gewiß als ein wünschenswertes Supplement und Surrogat desselben.“

Dieses Verbindende also, dieses auf „magische Weise“ Sich-nahe-Bringen ins Zeitlose entschwebter Gestalten, dies also ist die eigentliche Gabe der Autographen an uns, ihre unvergleichliche, seelenhafte Schönheit, ihre — wenn man den Gegensatz wagen darf — geistige Sinnlichkeit. Nur dies, was an ihnen nicht käuflich ist und nicht mechanisch reproduzierbar, nur dies gleichsam Atmosphärische ihrer Geisterwelt scheint mir die Kraft zu sein, die ihnen erhöhte Existenz verleiht, nicht (wie viele meinen) etwa ihre bloße Seltenheit. Selten sind ja auch Briefmarken, aber sie sind selten im Sinne der Rarität, wie manche Mineralien und Tier- und Pflanzenarten nur spärlich und fast ausnahmsweise erscheinen, aber Briefmarken sind es niemals in jenem sublimen Sinn der Gnade, wie das Große, das Geistige oder das sittlich Vollendete, wie ein Dante, ein Shakespeare, der in unserer Welt erscheint. Bei Briefmarken (um nur ein Beispiel zu wählen) stellen selbst die seltensten Exemplare noch immer eins von hundert oder tausend dar, einzelne Gegenstände, eine mechanisch gezeugte, in vielen Typen ursprünglich geschaffene Sache, die einzig dadurch selten wurde,

daß hier von einer ganzen Gattung ein Exemplar in nur wenigen Klischeedruckern erhalten blieb: bei den Autographen hingegen ist immer jedes Blatt Subjekt, Organismus, eigenes Wesen, jedes eine Einmaligkeit wie ein lebendiger Mensch. Sie sind Lebensspuren, Blitzlichter bestimmten Augenblicks, und kein Augenblick eines Lebens gleicht dem anderen; man kann in ihnen nebeneinander ephemere und historische Sekunden ablesen und die ganze Skala der irdischen Gefühle: Eile und Zorn, Qual und Entzückung, Haß und Verliebtheit, Müdigkeit und Anspannung, sie wechseln darin wie wandernde Wolken über einem Wasser. So ist jedes einzelne Blatt ein Abdruck, eine Spur verschwundenen Wesens und zugleich tingiert vom Stern der Stunde. Und je mehr Magie uns gegeben ist, mit Phantasie aus diesen scheinbar kalten Zeichen die Lebendigen zu beschwören, um so sinnlicher gegenwärtig vermögen wir sie zu genießen.

Ist aber der Sinn einmal aufgetan und gewillt, jede solche Lebensspur als ein Lebendiges zu sehen, so wird uns kein einziges jener Blätter mehr wie totes Papier, wie ein raschelndes welches Blatt berühren. Am eindringlichsten, am erschütterndsten müssen uns natürlich immer jene dokumentarischen Autographen sein, wo der in den Schriftzeichen versteinerte Augenblick an sich selbst schon ein historischer, ein kultureller, ein weltbedeutender war. Die Unterschrift Elisabeths von England unter dem Todesurteil Maria Stuarts — jeder von uns hat die Szene auf der Bühne in der Schillerschen Tragödie gesehen, und nun liegt es plötzlich vor uns, das ursprünglich schicksalhafte Blatt, der lebendige Federstrich, der heroisches Leben in den Tod gerissen. Oder jener Brief Napoleons an Josefine vom Schlachtfeld von Arcole; er ist mit dem Degenkopf gesiegelt, und man sieht an den ungeduldigen, zuckenden Zeilen zauberisch die ganze Szene, den engen Biwak, in den verstaubt und heiß vom Siege der Triumphator eintritt, spürt im Taumel der Schrift den glühenden Riß der Hand, mit dem er jenen stammelnden Liebesbrief an seine junge Gattin schrieb. Das ist Weltgeschichte in der Abbeviatur eines sinnlichen Bildes, und nicht minder blendend erhellen andere Blätter einen ganzen Charakter mit ihrer bloß äußeren Erscheinung. Die Partitur der „Eroica“ mit dem zerknüllten ersten Blatt, wo die Widmung Beethovens an den Konsul Napoleon Bonaparte stand und die der

feurige Republikaner im wütenden Ausbruch zerfetzte, als er von der Thronbesteigung des Konsuls hörte — das versteinert eine Sekunde jenes Löwenzorns in Beethovens stürmischem Temperament sinnlicher als alle Briefe von Zeitgenossen, und fast schon so sinnlich wie manche Ausbrüche seiner Musik. Oder jene Unterschrift Kaiser Ferdinands auf dem Dokument, dieser Federzug, der 30000 Protestanten aus dem Lande jagte, der Todesbrief Kleists, eine Stunde geschrieben, ehe das Blut in seinen Fingern erstarrte, der Brief Beardsleys auf dem Totenbette an seinen Verleger, mit Bleistift zitternd hingekritzelt, wo er ihn beschwört, um Jesu Christi willen alle seine „bad drawings“, seine unsittlichen Zeichnungen, zu verbrennen, oder jener Brief Robespierres im Stadthaus, der bei dem Worte stockt, wo die Aufrührer in das Zimmer drangen, ein Pistolenschuß ihm die Kinnlade zerschmetterte und breite Blutflecken wie Rost die Zeilen überströmten — sind da nicht Weltsekunden, komprimiert in ein Atom von Sichtbarkeit? Und so ist in jeder Handschrift eines Schaffenden eine Lichtspur von letztem Geheimnis aufgetan, jener dunkelste und unzugänglichste Moment der Schöpfung erhellt, wo die Inspiration aus dem Unsichtbaren zum erstmal ihr irdisches Zeichen findet. Ein Skizzenheft von Beethoven, im ersten Augenblick erscheint es ein wüstes Chaos, jenes Chaos, das auch im geistigen Kosmos immer vor der Schöpfung dunkel waltet: aber plötzlich erkennt man mitten im wüsten Durcheinander ein paar Takte, ein Urmelodie, den Anfang eines unsterblichen Andante oder Allegros, das hier zitternd, gleichsam noch taumelnd aus dem Urgrund des Unbewußten in unsere Welt der Worte und Zeichen niedersteigt. Und ähnlich kämpfen wieder in einer Urschrift Goethes dichterische Worte, die miteinander ringen, sich wegstoßen, um ihre wahre Form kämpfen, es wird ein wirres disharmonisches Durcheinandergreifen stockender Buchstaben — und plötzlich ein Strich, der alles verwirft, und strahlend wie ein Blitz darüber das einzige, das richtige, das endlich gefundene, das selig auflösende Wort. In derlei Handschriften ist der ganze Kampf des Dichters um seine höchste Sphäre, um die Harmonie, um die Vollendung bildhaft geworden, und hier allein vermag man das, was als Inspiration sonst ein dämonischer, ein schwebender Begriff bleibt, gleichsam wie ein Irdisches anzuschauen. Nur wenn man Handschriften so sehen lernt,

fällt das Lächeln vor sentimentaler Pietät, denn für Phantasie sind sie alle eine Welt, eine Welt der Verzweiflung, der Freude, des Findens und Verlierens, des Gestaltens und Geschehens, geheimnisvolle Spiegelbilder vielfältigsten Gefühls, bildhafter als Bilder, sprechender als Bücher und oft wahrhafter, als jene Menschen es waren in ihrem eigenen gesprochenen Wort.

Dies also, dieses sinnliche Mitleben heroischer Augenblicke, dieses Noch-einmal-Fühlen längst vergangenen Gefühls ist der wahre künstlerische Reiz des Autographen, und nicht, wie so viele meinen, das bloß Sammlerische, Sportliche, die Freude an der Rarität oder, wie andere wiederum glauben, das graphologisch Problematische, der Versuch, sich den Charakter eines Menschen aus dem Duktus seiner Schrift zu deuten. Daß gewisse Urformen des Charakters in ihnen erkennbar sind, hat vor anderthalb Jahrhunderten Lavater in seiner Chirographignomik (wie man damals die Anfänge der Graphologie nannte) längst eindringlich erläutert, und der erste Blick auf ein beschriebenes Blatt starker Persönlichkeiten verleugnet selten ein inneres Wesensbild. Legt man nur die Blätter von einigen großen Musikern zusammen und sieht Johann Sebastian Bachs strenge, mächtige, methodisch ruhige Manneshandschrift, Händels schwunghafte, groß ausladende, harmonische Schriftzeichen, Beethovens titanische Ungeduld, die mit dem Zimmermannsblei zornig und aufgeregt über das Papier schleudert, die Buchstaben hastig hinter sich wirft und in hartem Reiß die Noten andeutet, und neben solchem Zorn die sorglose Heiterkeit von Mozarts Notenperlen, zierlich spielend, mit leichter Hand auf das Papier hingefegt, so erkennt man gewiß ihren Charakter nicht minder deutlich als in ihren Werken, ja stärker selbst als aus manchen authentischen Dokumenten und höchst problematischen und zufälligen Porträts ihrer Zeitgenossen. Ob aber deshalb eine ganze psychologische Methodik aus den Schriftzeichen abzuleiten wäre, ein ganzes Lebenshoroskop mit Vergangenheit, Schicksals- und Zukunftsgestaltung, untrüglich von flüchtigen Zeilen abzulesen, dies scheint mir zumindestens nicht jedermanns Magie, und wie immer, hat auch hier Goethe, der Vater der deutschen Autographensammler, in weiser Einschränkung das Richtige gesagt: „Daß die Handschrift des Menschen Bezug auf dessen Sinnesweise und Charakter habe und daß man davon wenigstens

eine Ahnung von seiner Art, zu sein und zu handeln, empfinden könne, ist wohl kein Zweifel, so wie man ja nicht allein Gestalt und Züge, sondern auch Mienen, Ton, ja Bewegung des Körpers als bedeutend, mit der ganzen Individualität übereinstimmend anerkennen muß. Jedoch möchte wohl auch hierbei mehr das Gefühl als ein klares Bewußtsein stattfinden; man dürfte sich wohl darüber im einzelnen aussprechen, dies aber in einem gewissen methodischen Zusammenhange zu tun, möchte kaum jemand gelingen.“ Nicht also um einer Wissenschaft, sondern um eines höheren Wissens, um einer seelisch-sinnlichen Nähe von großen Gestalten willen wird der Blick auf ein solches beschriebenes Blatt manchem zum Ereignis; und da es menschlicher Neigung innewohnt, Begehrtes nicht nur von ferne zu beschauen, sondern auch zu besitzen, so formen sich in jeder Generation neue Sammlungen, flüchtige Kreise, die sich erweitern und wieder lösen und eines einzelnen Sammlers Persönlichkeit im Bilde seiner Wahl, in der Architektur seiner Sammlung deutlich abzeichnen. Manche dieser Sammlungen umfassen nur bestimmte Sphären, Musik, Literatur, Geschichte oder Literatur — denn es ist heute ebenso schwer für den Sammler, universal, wie für den Künstler oder Gelehrten, enzyklopädisch zu sein — aber von jeder geht dieser tiefe Blick hinein in die Vergangenheiten, alle haben sie dies brüderlich Umspannende ganzer Zeiträume gemein. Menschen, die einander im Leben befeindeten, ruhen in solchen Mappen einträchtig Blatt an Blatt, Jahrhunderte, Völker und Zeiten klingen harmonisch zusammen, und die ganze Geistergeschichte der Menschheit, sie scheint darin wie ein einziges Buch von ihrem Anfang bis zur jüngsten Stunde. In solcher Sphäre rührt dann unsere Welt unmittelbar an ewige Geisterwelt, Schatten großer Vergangenheiten neigen sich deusam in unseren irdischen Tag, und Unaussprechlichem fühlen wir uns ahnend verbunden durch diese sprachlosen Zeichen, durch das magische Medium der Autographen.